Erika Schellenberger

Alles behalten für immer Ruth Rilke

ebersbach & simon

Fischerhude 1957
Seelchen

»Kein so langer Text. Maschinengetippt, auf Durchschlagpapier, muss Anfang der Münchener Zeit gewesen sein.«

Ruth steht schon eine Weile vor dem tiefen Regal und redet leise vor sich hin, als ihr rechter Zeigefinger beim Entlangfahren der hier hochkant eingestellten Kartondeckel und Mappen anhält.

Sie fischt ihr altes Schulheft heraus und wischt über das blaue Deckelpapier, als ob Staub darauf läge. Linker Rand leicht verblichen, ansonsten tadelloser Zustand. Die gesuchten zehn Blätter liegen lose hinten ein, auf DIN A5 gefaltet.

»Seelchen. Eine Ostergeschichte. Für meine liebe Ruth. Lou Andreas-Salomé Göttingen 1913«, steht außen auf der letzten Seite mit Bleistift notiert. Einen Osterbrief hatte sie auch einmal von ihrem Vater bekommen, aus Paris und zwar mit fünf. Aber bei der Lou-Geschichte hier, da war sie schon zwölf gewesen!

Ohne hochzuschauen geht Ruth mit dem Heft die paar Schritte zum Fenster und setzt sich zur Lektüre auf die alte Truhe des Vaters. Darin hatte sie die 14 grauleinenen Skizzenbücher mit Gedichten aus Rilkes früher Zeit und darunter die Abschrift eigener Hand der berühmten Worpsweder Monographie gefunden – versteckt unter einem Stapel von zugeschnittener Leinwand, Katalogen und uralten Zeitungen. Da hätte sich eigentlich jeder bedienen

können, denn die Tür zu Claras Atelierhaus stand früher den ganzen Tag offen, hier draußen am Ortsrand von Fischerhude. ›Bisschen Dusel‹ gehört halt immer dazu.

Anna Rautenberg tritt sich an der Treppe zum Windfang die Gartenschuhe ab und ruft von draußen: »Frau Fritzsche, für den Kaffee werd' ich uns backen und die letzten Pfläumchen abpflücken!«

»Pflaumenkuchen!? – Ja. Anna! – Wunderbar! Haben wir … sonst kann ich später …«.

»Alles da.«

Die beiden Frauen sprechen gleichzeitig und in zwei verschiedene Richtungen. Sie verstehen sich gut.

Ruth mag Annas Stimme. Diese Zuversicht verströmende ostpreußische Färbung war ihr von Anfang an sympathisch gewesen. Sie lächelt der Haushälterin hinterher, während die sich, in jeder Hand ein gelbes Eimerchen hochhaltend, mit dem Rücken zuerst durch den staubabhaltenden Kunststoffvorhang in den Flur zurückdreht. Das Septemberlicht des Gartens scheint für einen Moment durch die offene Haustür. Anna war als Flüchtling bei ihnen in Weimar aufgeschlagen, Anfang 1945, damals schon nicht mehr ganz jung, im Schlepptau ihre jüngere Schwester Luzy. An der Tür geschellt, nach irgendetwas gefragt und dann für immer bei ihnen geblieben. Nur an Sonntagen, wenn Anna mit dem Zug nach Bremen fährt, um Luzy und Familie zu besuchen, kocht Ruth selbst. Hühnersuppen. Die sind legendär. Manchmal schält sie einen Berg Kartoffeln wie für eine Armee, dann gibt es Puffer, oder sie rührt selbst Waffelteig an oder backt ein Brot.

Ruth hält die hauchdünnen Blätter gegen das Licht und liest die lange Widmung noch einmal, jetzt über-

trieben feierlich. Dann murmelt sie: »Seelchen.« Lou Andreas-Salomé hatte sie damit gemeint. »So, war ich das? Ein Seelchen? Und was soll das sein, so ein Seelchen?« Durch das Sprossenfenster betrachtet sie den Stapel Bauholz, wie er da bedrohlich hoch aufragt. Ruth legt Brille und Papiere ab. Blickt sich im Zimmer um. Aufs Engste zusammengeschoben war das ganze Mobiliar; es ging ja nicht anders, wegen der Renovierung im Haus. Die Unordnung erschwert ihr die Arbeit noch zusätzlich.

Sie selbst sitzt viele Stunden, manchmal ganze Tage lang über einer Handschrift oder über Abschriften von Handschriften. 10.000 Briefe! Als sie das rotlederne Adressverzeichnis mit dem Goldschnitt und seinen 1050 Namen und Anschriften zum ersten Mal in der Hand hielt, war ihr flau geworden. 30 Jahre her. Es lag unerwartet schwer in der Hand und natürlich schaute sie zuallererst nach ihrer eigenen Anschrift, die Väterchen mit seinen feinen Füllfederhalterlettern eingetragen haben würde: erst zu R, dann schnell weiter zu S wie Sieber geblättert. Kein Eintrag! Auch Clara in Fischerhude fehlte. Bei W wie Westhoff stand immerhin Großmutter Johanne – und Friedrich Westhoff, Bergedorf Hamburg, beides in Klammern. Naja, wer schreibt Adressen von Familienangehörigen in so ein Büchlein, denkt sie heute. Die hatte man doch im Kopf.

Eine derart weitverzweigte Korrespondenz hatte sie jedenfalls nicht erwartet. Und das Netz all dieser sorgsam gesponnenen Fäden vollständig zu überblicken, es in der Hand zu behalten, ohne sich dabei zu verheddern, das war schon eine schwierige Aufgabe. Monate vergingen, Jahre. Man musste höllisch aufpassen, sonst verfing man sich womöglich noch selbst in diesem komplizierten Geflecht

der Verbindungen, vor allem rund um die vielen Gönnerinnen – ganz schwieriges Kapitel.

Mit dem Fuß angelt Ruth nach einem der Rollcontainer, um den Fund darauf abzulegen. Die mit eisernen Streben verstärkten neuen Möbel sind ausgesprochen praktisch. Extraanfertigung aus Resopalbrettern, stoß-, kratz- und abriebfest und obendrein noch schwer entflammbar. Das Neueste vom Neuen. Im Falle eines Unglücks könnte man die mobilen und verschließbaren Drehregale durch die zweiflügelige Ateliertür direkt hinaus ins Freie fahren. Willys Idee. Ein großer Kachelofen plus Torfkamin; man konnte nicht vorsichtig genug sein mit einem solchen Archiv im Haus.

Der schönste Raum im Haus, Claras früheres Atelier, würde bald das große Rilke-Archiv beherbergen. Und sie, Ruth Rilke, spätere Sieber-Rilke, heute einfach Fritzsche, geb. Rilke, so hatte sie es auf das neue Briefpapier drucken lassen – sie allein war die Verantwortliche für den Nachlass. Der sei ihr Schatz, hatte Willy einmal gesagt. Zu Recht. Wer hatte denn den ganzen Bestand gerettet? Aus dem Nachkriegs-Weimar? – Sie natürlich. Sie und Willy. Nächtelang mit Einkaufstaschen zum Versteck am Bahnhof gezogen. Mit Stoffbeuteln und Papiertüten; bis zum Rand angefüllte Koffer mit kostbaren Originalen. Schließlich wurde noch Willys Bratschenkasten hergenommen, um die Manuskriptseiten ihres persönlichen Lieblingsbuches, »Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke«, unter dem wertvollen Instrument zu verstecken. Der Insel-Verleger Anton Kippenberg hatte es ihr 1927 aus Muzot mitgebracht. Der Kern ihres Archivs, um den sich die Taschenbücher, Briefe und die Sammlung »Späte Gedichte« und alles andere anlagerten.

Kaum geschlafen hatten sie, damals, in Weimar. Gegenüber im Haus die einquartierten Russen. Erst wenn die Soldaten blau waren, und zwar alle, konnte es losgehen. Nur wen interessierte das heute? Sie war weiß Gott nicht scharf drauf, sich mit der Rettung der Papiere hervorzutun. War ja gerade mal so gutgegangen. Und auch wieder zehn Jahre her die ganze Chose. Aber »Willy Fritzsche als Erhalter und Bewahrer des Nachlasses« gebührte großer Dank. Im Nachwort zum Ersten Band der »Sämtlichen Werke« von 1955 wird sein Verdienst ja auch explizit genannt. Dafür hatte sie selbst gesorgt.

Die Ordnung im Archiv mussten sie nach dem Umzug aus Bremen hier aufs Land zwar neu herstellen, aber nach der Renovierung würde man den hinzugewonnenen Platz sehr gut nutzen können. Es dauerte schon alles länger als gedacht, aber sie kamen voran. Dann wieder gab es unvorhergesehene Störungen. In Person dieses aufgeräumten ›Lou Andreas-Salomé-Biografen‹ Ernst Pfeiffer zum Beispiel. Kommt einfach hier an und scheucht einen auf und stört. Stört und stört und stört immer weiter. Verliebt war der gewesen, ja. In die alte Lou! Die machte alle in sich verliebt, egal wie alt sie war. Pfeiffer war der Ansicht, er müsse aufklären über Rilkes »frühe Verzweiflung, Kunst und Familie gar nicht überein zu bekommen«. Ausgerechnet. *Ich möchte alle vergessen, meine Frau und mein Kind …* – Na und? Als ihr Vater das schrieb, muss sie etwa zwei Jahre alt gewesen sein und ganz hervorragend untergebracht bei den Großeltern in deren Krokusparadies, in Oberneuland. Ganz reizend. Es gab Hühner, eine Sandkiste und Väterchen kam zu Besuch. Ihn störten die Züge manchmal – die Bahnlinie nach Bremen und Hamburg führte genau hinterm Haus vorbei. Er war ein Dichter von gerade

einmal 27 Jahren. Ein ganz junger Kerl noch. Was wollte man denn groß erwarten?

Pfeiffer. Der Mann hatte doch keine Ahnung. Lou war jetzt 20 Jahre tot und dann tritt dieser von ihrer Genialität besessene »Herausgeber des Briefwechsels« auf den Plan. Vor fünf Jahren hatte Ruth seinetwegen eine Gallenkolik bekommen, als sie die »in einem stattlichen Bande« – na ja – »sorgfältig edierte kritisch-historische Ausgabe« des Briefwechsels Rainer Maria Rilke – Lou Andreas-Salomé für 27,50 DM durchsah – und gleich weglegte. Alles, was Pfeifer an Quellen interessierte, hatte sie, Gott sei Dank, ja gar nicht rausgerückt. Kräfteraubend und ermüdend diese Uneinsichtigkeiten über notwendige Auslassungen in Briefen! Rein Privates brauchte niemand zu wissen. Sie hatte das hundertmal betont.

Bis zum Winter müssen ihre Nerven noch durchhalten. Bis dahin wäre man fertig mit der Renovierung. Willy musste es ihr versprechen. Dann würden sie hier, in Claras Haus, das jetzt ihr gehörte, ihren 56. Geburtstag feiern. Nur sie drei und Anna. Und Helmuth mit Freund. So hatte sie es am liebsten.

In gut zwei Stunden käme Willy mit dem Wagen von der Orchesterprobe zurück. Sie waren nun stolze Besitzer eines DKW 93 in Toledogrün/Antikweiß. Immerhin, es hatte auch die Farbkombination Perlgrau/Elfenbeinweiß zur Auswahl gestanden. Sie hatten den Prospekt ausführlich studiert, aber die andere Farbe war doch auch nicht viel besser.

Das Telefon gurrt. Irgendetwas schien dem sonst so schrillen Alarmton die Luft abzudrücken. »Anna?« – Ruth steht auf und horcht dem seltsamen Geräusch nach. Sie schiebt vorsichtig den Plastikvorhang beiseite und sucht

mit den Augen im fürs Erste schon aufgeräumten Flur umher. Jemand hatte den Kaffeewärmer über ihren Apparat gestülpt. Und nun rumort es unter der dick wattierten Haube, als wolle sich das Ding auf dem Telefontischchen in Bewegung setzen, es droht wahrscheinlich jeden Moment herunterzufallen. Hatte ihr keiner gesagt, dass der Hausanschluss nicht mehr abgeklemmt, also wieder in Betrieb war.

»Ja. Bitte?«

»Moin! Sándor Schulz, Radio Bremen. Spreche ich mit Frau Rilke?«

»Fritzsche.« Ruth ergänzt: »Geborene Rilke.«

»Jo. Clara Westhoffs und Rainer Maria Rilkes Tochter.«

»Jo.«

»Na dann. Frau Fritzsche. Selbstverständlich. Das ist der richtige Name jetzt. Ich will gleich zur Sache kommen: Wir planen eine Rundfunksendung über Clara Westhoff. Also über Ihre Mutter. Wegen 80. Geburtstag.«

»Jo.«

»Wir würden gern ein Interview machen. Und zwar mit der Tochter! Mit Ihnen! – Frau Fritzsche, sind Sie noch am Apparat?«

Ruth atmet hörbar aus. »Ja, bin ich.«

»Also, ich stell' mir dat so vor: Ein Nachmittag in Fischerhude. Natur, die Vögel zwitschern. Entengeschnatter, kommt alles mit drauf und dann vertellen Sie. Wie das war mit dem Atelier. Dass sich die Hörer vorstellen können, wie dat fröher war, die Bildhauerin Clara Westhoff. Bei der Arbeit. Da auf dem Dorf!? – War denn ihr Vater oft zu Besuch?«

»Hören Sie, Herr Schulz, der runde Geburtstag meiner Mutter, von dem Sie sprechen, der ist erst nächstes Jahr. Im

November. Da melden Sie sich mal im Sommer bei mir. Im nächsten Sommer, mein ich. Das reicht völlig aus. Jetzt ist ganz schlecht bei uns hier. Wir renovieren dat Atelierhus.«

»Aber wir könnten jetzt schon einen Rahmen abstecken. Ich meine …«

Ruth seufzt und zieht einen Notizblock unter dem Postkorb hervor, der mit einem blauen Geschirrhandtuch abdeckt ist. »Ich schreib' mir Ihren Namen auf und die Nummer. Also?«

»Schulz. Sándor Schulz. Bremen, 4647.«

Ein Ungar? Spricht mit bremischem Dialekt. »Dankeschön. Im nächsten Frühjahr rufe ich Sie unter dieser Nummer zurück und wir machen einen Termin. Versprochen.« Ruth hält den Hörer schon knapp über der Gabel, als sie hört:

»Warten Sie bitte kurz, Frau Fritzsche! Wir können uns gern vorher treffen, hier in Bremen, also vorab. Im neuen Studio in Schwachhausen. Wenn Sie in der Stadt zu tun haben. Zum Beispiel. Wir wollen eine größere Sache machen. Ich plan' dat von langer Hand!«

»Sagen Sie, junger Mann, kennen Sie die Kunstwerke meiner Mutter überhaupt?« Hat sie das jetzt wirklich gesagt, statt ihn abzuwimmeln?

»Selbstverständlich. Ich war doch in Bremen in der Ausstellung, für das Bremer Tagblatt. Deshalb hab' ich jetzt die Homestory hier.«

»Die was? Wie wollen Sie das im Radio vermitteln, Bildhauerei, künstlerische Arbeit? Und meine Mutter ist seit drei Jahren tot. Das hätten sie früher angehen müssen.«

»Es geht uns nicht nur um die Person Clara Westhoff. Es geht auch um Ihre Erinnerungen an Ihre Mutter, Frau Fritzsche! Wer war Clara Westhoff? Weiß niemand bes-

ser als Sie! Frau Fritzsche, Ihre Sicht interessiert uns: die Mutter Bildhauerin, ja, und der Vater Dichter. Berühmte Eltern! Machen Sie auch irgend etwas? Also was Besonderes? Ich mein' Künstlerisches? – Frau Fritzsche?«

Ruth zieht die Stirn kraus. Paula Modersohn schaut in Dunkelbronze und irgendwie nüchtern zu ihr herunter; das berühmteste Werk Clara Westhoffs hatten sie bei der Renovierung zur Sicherheit auf der Hutablage der Garderobe deponiert. Gegenüber steht das abgehängte Porträt ihres Vaters auf dem Boden. Unter der Polypropylenfolie schimmert der grüne Hintergrund hervor. Sein Kopf ganz verdeckt; aber dass da jemand auf einem Sessel mit gepolsterten Armlehnen saß, war durchaus zu erkennen.

»Sind Sie noch in der Leitung? Ich wollte fragen, ob Sie auch etwas machen, da draußen in Fischerhude.«

»Ja. – Nein. Eigentlich nicht. Ich mache nichts Besonderes und schon gar nichts Künstlerisches. Herr Schulz, ich muss Schluss machen. Und wie gesagt, ich ruf' Sie wieder an. Ja? Moin!«

»Moin, Frau …«

Ruth legt auf. In der Küche dreht die Haushälterin am Wasserhahn.

»Unser Telefon geht ja wieder! Gute Idee mit dem Staubschutz. Sonst setzt sich der auch noch in die Wählscheibe und dann haben wir's. Hab' die karierte Kaffeemütze wieder draufgemacht. – Radio Bremen will meine Erinnerungen an Clara aufzeichnen. Und an meinen Vater wahrscheinlich auch gleich. Kommt ja überhaupt nicht in Frage.« Man musste den Leuten auf die Finger klopfen.

Bauerntochter

Erinnerungen. – Den Anfang ihrer Lebensgeschichte hatte ihr Vater für alle Ewigkeit festgehalten: *Es war einmal eine Zeit, da hatten wir drei ein ganz einsames Haus im Moor und die Winde gingen um seine Mauern und die Nacht kam wie eine Welt* … Poetische Briefzeilen für seine Freundin Lou. Die kannte Ruth auswendig. Durfte ruhig jeder wissen, wie damals alles anfing. Als Wintermärchen. Ihr ehemaliges Haus *seligen Angedenkens* draußen in Westerwede, sie wollte es mit Clara besuchen, als sie wieder im Westen angekommen war, gleich 1949. Einen Ausflug von der Bremer Rutenstraße aufs Land machen. »Ne, dat Hus is afbrannt«, kam zur Antwort. Lange nach ihrem Auszug war in das Haus im Teufelsmoor noch der Blitz eingeschlagen. Nachträglich sozusagen.

Eine fast prophetische Briefstelle aus Pfeiffers Edition hatte Ruth allerdings beeindruckt. Da berichtete ihr Vater, wiederum an Lou, wie sie als Kleines in Oberneuland in einer Art »Arbeitskleidchen« herumgelaufen sei – Oma Johanne wird sie da reingesteckt haben – und den lieben langen Tag über immer irgendetwas zu schaffen oder herumzuwerkeln fand. Als Kleinkind hätte sie ausgesehen wie einem Bild von Millet entsprungen. Sie kennt Millets »Im Garten«. Das Kalenderblatt zeigt hinter einem reetgedeckten kleinen Bauernhaus ein Mädchen mit weißer Haube und Schürze. Es spielt mit großen Stecken, im Vordergrund lehnt eine Magd in blauer Schürze am Baum

und stickt. Irgendwie konnte sie sich mit beiden Figuren anfreunden.

Ruth hatte sich immer gefragt, ob ihr Vater damals schon ahnte, dass es sie ihr Leben lang eher zu den Kartoffelpflanzern und Milchmädchen hinziehen würde als zu Intellektuellen. Dass sie schwere Landarbeit mochte und mit 17 als Magd bei Bauer Bartels in Quelkhorn anheuern würde? Dort einzog! Knut Hamsuns »Segen der Erde« wurde ihre Bibel. Mit ihrem Erdenglück hatte sie das »Väterchen«, so nannte sie ihn, seit sie denken konnte, irgendwie beeindruckt. Und er ließ sie gewähren. Seine *Bauerntochter. (…) nun schreibt sie manchmal, todmüde und körperwarm (…) wie sehr diese Handgreiflichkeit und Härte sie vergnüge* und *wie sie sich Ähnliches immer gewünscht habe*. Frühlingsverse: *Die Erde ist wie ein Kind, das Gedichte weiß; viele, o viele*, erschienen Ruth nur für sie geschrieben. Das war ihrer beider Sprache. Aber *Handgreiflichkeit und Härte*? Ideal war das alles nicht gewesen. Im Ersten Weltkrieg galt Feldarbeit als Pflichtübung. Und Härte ›vergnügte‹ nicht, aber sie spürte bei der Knochenarbeit die ganze Kraft ihres jungen Körpers. Ja, sie war eine kurze Zeit lang ernsthaft Magd gewesen. Auch eine Möglichkeit, ihren Künstlereltern auszuweichen, ihnen zu entfliehen. Und siehe da: *Ruth war, in allen Fällen, die Brauchbarste von uns*. Typisch Väterchen. Wo er Recht hatte, hatte er Recht.

Ruth putzt ihre Brille, wieder und wieder. Sie muss sich jetzt mal aufrappeln aus dieser Träumerei und Nachdenklichkeit; geht zurück in den Flur und holt sich ihre Handarbeitstasche aus dem Garderobenunterschrank. Das Heft mit den losen Blättern schiebt sie unter die Stricksachen und deckt es zu. Fix schlüpft Ruth in ihre cremefarbenen

Gartenpantoletten. Man braucht noch keine Strümpfe heute. Claras Strohhut mit dem grünen Bändchen hängt an seinem angestammten Platz. Sie greift danach.

Ein Umriss gezeichnet aus feinem Staub markiert die Stelle, an der Utas Sandalen sonst stehen. Willys Tochter ist heute früh am Morgen los, um zu fotografieren. Eine größere Hausaufgabe für die Bremer Kunstschule; Porträts von Kindern aus den Fischerhuder Höfen hatte sie sich vorgenommen: Reizende Idee. Ruth klopft den Hut ab. Der Staub verteilt sich wirklich überall im Haus.

Noch ein paar Schritte durch das hohe Gras, und schon riecht sie den frischen Fluss. Jetzt ganz nah am Wasser sitzen. Herrlich. Unter der Weide ist ihr Lieblingsplatz. Willy müsste aber dringend mähen da oben. Nur jetzt während der Renovierung, da ist das wohl vergessen worden. Vielleicht würde sie den alten Müller bitten, morgen Nachmittag rüberzukommen mit seiner Sense. Anna könnte anschließend den Spindelrasenmäher nehmen, um die Wiese wieder ordentlich abzufahren.

Mit dem Rücken kurz noch die richtige Stelle im großen Geflecht des Baumstammes aussuchen. Kommt es ihr heute nur so vor oder gibt die Borke ein klein wenig nach?

Vorsichtig nimmt Ruth die Blätter aus dem Heft. »Seelchen«. So neugierig und erwartungsfroh hatte sie als Kind die Geschichte selbst gelesen. Extra für sie geschrieben, ihr gewidmet! Da ging es doch um Hühner irgendwo. Sie findet die Stelle: »Seelchen, deren tierischste Erinnerung ein Hühnerhof war …« Klar. Oberneuland war gemeint. Ein Paradies. Und wie weiter?

Aber die Geschichte spielte in einer Stadt und war vollkommen albern. Damals wie heute. Das Seelchen, es lebte bei seinen Eltern in einer Stadtwohnung, es spielte mit

der Puppenstube unterm Flügel im Salon und mochte lieber zwei Zöpfe haben wie die Freundin Edda, nicht einen braven Pferdeschwanz, wie ihre Mutter es lieber sah. Und das war auch schon die ganze Geschichte. »Ich mochte dann auch Zöpfe haben«, sagt Ruth leise. Und Oma Johanne hatte sie ihr auf Wunsch gern geflochten, nur immer viel zu fest. Danach suchten sie aus der unerschöpflichen Bändersammlung eine passende Schleifenfarbe zum Kleidchen aus.

Wieso interessiert sie jetzt diese verunglückte Ostergeschichte, die sie allen Ernstes an Weihnachten überreicht bekam? Damals hatte sie geheult vor Enttäuschung, heimlich natürlich. Nicht nur, dass das Erzählte so gar nichts mit ihr zu tun hatte – es ging um eine bürgerliche Kleinfamilienwelt, wo man in Seelchens Biedermeierglück auch noch ein Geschwisterchen erwartete! Ja, hatte man sie quälen wollen? Einzig die Hühner und die Tasse stimmten. »Es war eine tiefblaue Empiretasse mit goldenen Zierrändern oben und um die Mitte herum.« Aber sie war damals kein Baby mehr gewesen und die kamen ihr mit dieser albernen Puppenspielgeschichte? So etwas hätte sie ihren Vater gern einmal gefragt, was das sollte damals. Der Groll kam jetzt noch hoch, nach über 40 Jahren. Sie tat sich im Nachhinein einen Moment lang ein bisschen leid. Hatte sich überhaupt einmal jemand Gedanken gemacht? Um sie, Ruth? Manchmal war sie ganz schön herumgeschoben worden. Ruthchen hier und Ruthchen da, aber gefragt, wie es ihr ergeht, in München zum Beispiel, in der lauten Stadt, das hatte eigentlich niemand.

Aber früher machte man überhaupt weniger Aufhebens um Kinder. Die waren zur Freude der Eltern und Großeltern auf der Welt. Fertig.

Hatte ja auch kein Verlag drucken wollen, den Seelchen-Kitsch. Später erschien die Geschichte ohne Widmung dann doch noch in einer Illustrierten, Velhagens Monatsheft, oder so ähnlich. Bitteschön. – Über lustige Kinderbücher, die ihre Eltern ihr schenkten, wie den »Fitzebutze« oder die »Miaulina« im »Buntscheck – Ein Märchenbuch für kleine Kinder« freute sie sich heute noch. Die Miausprache war universal einsetzbar, ein Katzen-Esperanto! Das hatte sie sogar Uta beigebracht, als das Kind Mumps hatte. Alles persönliche Leid, Enttäuschung, Ärger, aber auch namenlose Freude, ließ sich in eine Reihe von Miau-Lauten transformieren. So konnte man jedem auf der Welt etwas erzählen und wurde überall verstanden.

Lou, die berühmte Psychoanalytikerin, von Kindern hatte sie wenig Ahnung. Und ausgerechnet ihr offenbarte Väterchen sein ganzes Seelenleben. Aus irgendeinem Grund zeichnete er vieles, was sie und ihre Mutter oder Familie anbetraf, in dunklen Farben. Alles negativ! Er durfte Lou ja nur in der »Not« schreiben. Und wenn er keine hatte, dann erfand er welche.